

Niederdeutsches Wort

KLEINE BEITRÄGE ZUR NIEDERDEUTSCHEN MUNDART-
UND NAMENKUNDE

begründet von
WILLIAM FOERSTE †

fortgeführt von
DIETRICH HOFMANN

herausgegeben von
JAN GOOSSENS

Band 10
1970



VERLAG ASCHENDORFF · MÜNSTER

Das NIEDERDEUTSCHE WORT erscheint als Organ der Volkskundlichen Kommission, Abt. Mundart- und Namenforschung (Westfälisches Wörterbuch, Westfälisches Flurnamenarchiv), in Münster/Westfalen mit Unterstützung der Niederdeutschen Abteilung des Germanistischen Instituts der Universität Münster. Die Zeitschrift wird jährlich in einem Band von insgesamt 120-130 Seiten herausgegeben.

Herausgeber: Prof. Dr. JAN GOOSSENS
Redaktionelle Arbeiten: Dr. IRMGARD SIMON

44 Münster, Domplatz 20

© Aschendorff, Münster Westfalen, 1970 · Printed in Germany
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die des Nachdrucks, der tontechnischen Wiedergabe und der Übersetzung. Ohne schriftliche Zustimmung des Verlages ist es auch nicht gestattet, dieses urheberrechtlich geschützte Werk oder Teile daraus in einem photomechanischen oder sonstigen Reproduktionsverfahren oder unter Verwendung anderer, wie z. B. elektronischer, hydraulischer, mechanischer usw. Systeme zu verarbeiten, zu vervielfältigen und zu verbreiten.
Aschendorffsche Buchdruckerei, Münster Westfalen, 1970

Inhalt des 10. Bandes (1970)

| | | |
|---------------------------|--|---|
| JAN GOOSSENS | <i>Felix Wortmann 65 Jahre</i> | 1 |
| VERONIKA KRUPPA- KUSCH | <i>Gratulation</i> | 4 |
| I. S. | <i>Aus der Forschungsarbeit von Felix Wortmann</i> (Titelverzeichnis) | 6 |

A U F S Ä T Z E

| | | |
|---------------------|---|-----|
| WILLY SANDERS | Ein Sprachdenkmal der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts | 10 |
| MARIELUISE DUSCH | Drei Sermones van den vtersten des myn- schen | 25 |
| CLAUS SCHUPPENHAUER | „Dat was en vornaem Dood!“ Zu einem satirischen Nekrolog von 1745 | 44 |
| JAN GOOSSENS | Niederländische Mundarten – vom Deut- schen aus gesehen (mit 11 Karten im Text und einer Faltkarte) | 61 |
| HERMANN NIEBAUM | Warum strukturelle Dialektologie? | 81 |
| DIETRICH HOFMANN | Zur Entwicklung von germ. * <i>fanja</i> 'Sumpf, Moor' im niederdeutsch-niederländisch-frie- sischen Nordwesten | 95 |
| JOACHIM HARTIG | „Ande to themo asteronhus“ | 109 |
| PAUL TEEPE | Bemerkungen zur Verbreitung von <i>Ester(ke)s</i> 'Wandfliesen' (mit einer Faltkarte) | 113 |
| TIMOTHY SODMANN | <i>Tacken</i> 'Herdplatte, Roheisen' | 123 |

L I T E R A T U R C H R O N I K

| | | |
|---------------------------------|--------------------------|-----|
| GUNTER MÜLLER JOACHIM HARTIG | Namenforschung | 129 |
|---------------------------------|--------------------------|-----|

„Dat was en vornam Dood!“

Zu einem satirischen Nekrolog von 1745

1. Die niederdeutsche Literatur des 17. und 18. Jh.s findet gemeinhin kaum Beachtung, von Wertschätzung ganz zu schweigen. In den einschlägigen Gesamtdarstellungen wird sie recht summarisch und mit zumeist negativen Formulierungen abgetan¹, gelegentlich auch vollends ausgespart². Und die einzige größere Untersuchung, die der Spanne zwischen dem Ausklang der mittelniederdeutschen Periode und dem Beginn der neuniederdeutschen Mundartdichtung gewidmet ist, geht von dem Stoßseufzer aus, „daß diese Arbeit den Blick für das Kleine, ja Unbedeutende fordert, der ein allzu großes Enttäuschtwerden verhindert“³.

Nun ist es offensichtlich, daß die Zwischenspiele, Gelegenheitsgedichte, Bauerngespräche, sprachpflegerischen Schriften etc. fast alles vermissen lassen, was Literarhistoriker bei den Objekten ihrer Forschung gern voraussetzen: Von Reichtum und Vielfalt des literarischen Lebens kann hier schlechterdings keine Rede sein, ebensowenig von einem inneren Zusammenhang, einer Kontinuität, die eine eigenständige niederdeutsche Literaturtradition neben der 'zünftigen' hochdeutschen konstituieren würde. Es fällt doch sogar schwer, auch nur einige Texte von überdurchschnittlicher ästhetischer Qualität oder nennenswerter Bedeutung für die zeitgenössischen Geistesströmungen zu entdecken. Andererseits bliebe zu fragen, ob derartige Feststellungen tatsächlich zu einer absoluten

¹ Vgl. W. STAMMLER, *Geschichte der niederdeutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart*, Leipzig Berlin 1920, 73 ff.; H. TESKE, *De Nederduitsche Literatur*, 2de druk, Brussel 1942, 19 ff.; W. KROGMANN, *Die niederdeutsche Literatur*, in: *Die Literaturen der Welt in ihrer mündlichen und schriftlichen Überlieferung*, hg. v. W. VON EINSIEDEL, Zürich (1964), S. 537/538.

² Vgl. die chronologische Lücke zwischen den Artikeln von G. CORDES, *Alt- und mittelniederdeutsche Literatur*, in: *Deutsche Philologie im Aufriß*, 2. Aufl., Bd. II, Sp. 2473 ff. und *Niederdeutsche Mundartdichtung*, ebda. Sp. 2405 ff.

³ A. RETTLER, *Niederdeutsche Literatur im Zeitalter des Barock* (Schriften d. Volkskundlichen Komm., 8), Münster 1949, S. 4.

Disqualifikation der Literatur zweier Jahrhunderte führen müssen – oder ob nicht gerade die Negativität dieses Befundes Anlaß böte, einmal die üblichen Ordnungs- und Bewertungskriterien auf ihre Angemessenheit für diesen besonderen Fall zu überprüfen. Interessante Anregungen für eine Erörterung dieses Problems sind aus der Betrachtung eines eigenartigen, bisher leider vergessenen Denkmals zu gewinnen. Es sei deshalb hier vorgestellt und mit einigen vorläufigen Anmerkungen versehen.

2.1. Als am 14. 7. 1744 Immanuel Jacob Pyra, Konrektor am Köllnischen Gymnasium zu Berlin, kurz vor der Vollendung seines 29. Lebensjahres starb, war das ganz gewiß kein Ereignis, von dem man irgendwelche Folgen für die niederdeutsche Literatur hätte erwarten dürfen oder gar müssen. Und doch geht auf den Tod dieses Mannes einer der merkwürdigsten Texte der gesamten niederdeutschen Literaturgeschichte zurück: ein satirischer Nekrolog aus dem Jahre 1745, also aus einer Zeit, da die Mundarten praktisch von jedem literarischen Gebrauch ausgeschlossen waren; zudem verfaßt von einem engen Mitarbeiter Gottscheds, des alles andere als mundartfreundlichen ‘Literaturpapstes’.

Die Situation, aus der diese Leichenrede erwuchs, bedarf einiger Erläuterungen: Bereits während seiner Hallenser Studienzeit hatte Pyra eine die engen Grenzen der Aufklärungspoetik sprengende, auf Erhabenheit, Nachdrücklichkeit und Gefühlswirkung abzielende Dichtungskonzeption entwickelt – und hatte mit seinen nach diesen Prinzipien angefertigten poetischen Versuchen, vor allem mit dem Fragment einer reimlosen Virgil-Übertragung, prompt den Widerwillen Gottscheds erregt. Immerhin lag der auf rationalistische Theorien pochende Leipziger seit längerem schon in erbitterter Fehde mit den Schweizern Bodmer und Breitinger, die gleich Pyra ein neues, auf die Erlebnisdichtung vorausweisendes Stilprogramm durchzusetzen trachteten. In den Jahren 1743 und 1744 hatte dann Pyra mit zwei anti-gottschedianischen Polemiken⁴

⁴ *Erweis, daß die Gottschedianische Secte den Geschmack verderbe. Ueber die Hällischen Bemühungen zur Aufnahme der Critik etc.*, Hamburg und Leipzig 1743; *Fortsetzung des Erweises, daß die Gottschedianische Secte den Geschmack verderbe. Wegen der so genannten Hällischen Bemühungen zur Beförderung der Critik etc.*, Berlin 1744.

direkt in den epochalen Literaturstreit eingegriffen, von den Zürichern als Bundesgenosse freudig begrüßt, von den Leipzigern aber fortan grimmig bekämpft⁶. Entsprechend parteiisch waren denn auch die Reaktionen auf seinen Tod: Wo Bodmer klagte, Pyra sei „mitten in seinen Siegen gestorben“⁶, empfanden die Gottschedianer nichts als Erleichterung und Triumph. Und diesen Gefühlen verliehen sie ungeniert Ausdruck, indem sie den Gegner – den in jenen Querelen gängigen Praktiken gemäß – ein letztes Mal mit Spott und Hohn überhäuften.

2.2. Im Frühjahr 1745 erschien bei Hemmerde in Halle eine Schrift mit dem – hier gekürzten – Titel: *Volleingeschancktes | Tintenfäßl | eines allezeit parat seyenden | Brieff Secretary, | gefüllt | mit kohlrueßbrabenpechschwartzter Tinten wider unsre Feind, | mit rother gegen unsre Freind, | mit gelber voller Neyd, mit grüener voller Freud, | mit brauner und mit blauer, wies d'willst, sñeß und sauer. | . . . von | R. D. Vito Blauroeckelio | . . . | Kuffstein auf Kosten des erwürdigen Herrn Authoris 1745*⁷. Daß es sich dabei um ein neues Pamphlet der Gottschedianer handelte, war für jedermann, nicht nur für die Kombattanten, unschwer zu erkennen. Von der Widmung (S. A 2r – B 2r) und Vorred (S. B 2v – B 8v) über die fünf *portiones* des Hauptteils (S. 1–74), eine *Außldutung* (S. 74–79) und einen *Kierauß* (S. 80–100) bis hin zu einem Index der vom Autor künftig noch zu erhoffenden Traktate (S. 101–104) stellt das Bändchen eine einzige Abrechnung mit den Widersachern des sächsischen ‘Kunstrichters’ dar. Wer immer einmal gegen ihn aufgetreten war, wurde hier nach allen Regeln der Satire beleidigt, verhöhnt, provoziert und verlacht; und zwar mit solcher Grobheit und Rücksichtslosigkeit, daß spätere, nach moralischen Kriterien urteilende Betrachter das *Tinten-*

⁶ Zu Pyras Leben, Werk und literarhistorischer Bedeutung vgl. allg.: G. WANIEK, *Immanuel Pyra und sein Einfluß auf die deutsche Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts*, Leipzig 1882; K. L. SCHNEIDER, *Klopstock und die Erneuerung der deutschen Dichtersprache im 18. Jahrhundert*, Heidelberg 1960, bes. S. 21ff.; VERF., *Der Kampf um den Reim in der deutschen Litteratur des 18. Jahrhunderts*, Bonn 1970, bes. S. 174ff., 242ff., 310ff.

⁶ Bodmers Brief an Gleim v. 11. Juli 1745, in: *Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Geßner. Aus Gleims litterarischem Nachlasse*, hg. v. W. KÖRTE, Zürich 1804, S. 16.

⁷ Benutzt wurde das Exemplar der SUB Hamburg: Signatur SCa X, 37.

faßt als das „wohl . . . pöbelhafteste Produkt der deutschen Litteratur“ bezeichnen zu müssen glaubten⁸.

2.3. Die *Portio III.* dieses Pasquills nun enthält u. a. die niederdeutsche *Standrede up T. P. Heren Immanuel Pyra . . . van Tit. Heren Dreyer* (S. 41–49) samt einigen einleitenden Bemerkungen in Briefform. Umfang und Tonart dieser ‘Würdigung’ verraten unzweideutig, welche Relevanz man in Leipzig dem ebenso fundiert wie vehement argumentierenden Pyra beigemessen hatte. Zudem zeugt die Darstellung von genauer Kenntnis nicht nur seines Lebens, sondern auch seiner Werke und seiner dichtungstheoretischen Anschauungen – all das natürlich gesehen aus dem Blickwinkel des betont übelwollenden Gegners.

Was die Frage nach dem Verfasser der *Standrede* angeht, so waren die Zeitgenossen bis zuletzt und rückschauende Betrachter einhalb Jahrhunderte hindurch auf bloße Vermutungen angewiesen⁹. Nicht zu bezweifeln war von Anfang an nur, daß hier ein Vertrauter Gottscheds die Feder gespitzt hatte und daß die Nennung des ins Lager der Schweizer übergewechselten Johann Matthias Dreyer als zusätzliche Raffinesse zu gelten hatte: Einerseits entsprach dies Versteckspiel mit Namen und Parteizugehörigkeit den Praktiken des Streits, andererseits sollte offenbar die Wirkung der Satire dadurch erhöht werden, daß man sie einem Gesinnungsgenossen Pyras in den Mund legte. So ist es erst GUSTAV WANIEK gelungen, den Stargarder Johann Daniel Denso als den Autor dieses Verrisses zu identifizieren¹⁰. Allerdings wären seine Feststellungen an Hand der – bisher unveröffentlichten – Korrespondenz Gottscheds noch einmal zu überprüfen und dann mit dem Ergebnis einer dialektgeographischen Analyse des Textes zu konfrontieren.

⁸ G. WANIEK, *Gottsched und die deutsche Litteratur seiner Zeit*, Leipzig 1897, S. 478.

⁹ Im übrigen gilt das für alle Teile der Satire; man vgl. nur die Namensliste bei HOLZMANN/BOHATTA, Bd. IV, Nr. 5459.

¹⁰ Vgl. WANIEK, *Immanuel Pyra*, S. 129; DERS., (Rez. v.) *G. Krause: Gottsched und Flottwell, die begründer der deutschen gesellschaft in Königsberg, Leipzig 1893*, AfdA 21 (1895) 109 ff.

3.

Der Text

[S. 41] Standrede / up / T. P. Heren / Immanuel Pyra, / Kanzler van Germanien, on Conrektor / to Berlin oc. / to Hamborch / am Pylar, wo dei Esel mit dem Duddelsacke steit¹¹, / gehollen, / van / Tit. Heren Dreyer. / Nu awerst / met eener Vörrrede un füff latinschen Noten / herutgegewen / von / Sinem Moder Broder Söhn, / Steffen Sößling¹², / tor Tyt / Lehrbengel up'm Avisen Handwark.

[S. 42]

Vörrrede

Myn Herr Moder Broder schrift Avisen by Herr R. in B. un is ein god Fründ van Herr L===¹³. Un disse het em dato vermocht disse Loffrede to maken, un, as ick hört hebbe, mit godem Byfalle to hollen. Ick hebb sey em wegbuxt, un sey dy, myn leiwe Leser, als Krispyn dei Schatz, schenken wullen. Ick hebb sei mit fûf latinschen Håppkens utstaffert; dit hett my en huupen Móge gemakt, desto leiflicker must du sei upnehmen, un my lawen, un vel godes gûnnen. Adius!

St. S.

[S. 43]

T. Pl.

Dat arme Düdschland, Hocheerde Heren, geit noch vullens to Grunne! Nich dôrch dei Franzosen, daröver men vaken so vâl Schryent maakt; ne: dôrch sine egne Bålge! Nich dôrch Scheetent on Stekent; ne: dôrch dat

¹¹ Der Sinn dieser Ortsangabe, die in der Einleitung zur *Standrede* ergänzt wird durch die Bemerkung, Dreyer habe seinen „Leychen Serman auffn Freudhoff in Hamburg ghalten“ (S. 38/39), ist mir bisher nicht deutlich geworden: Sie bezieht sich zunächst auf eine Grabplatte, die sich im 1805 abgerissenen Dom zu Hamburg befand und die – neben verschiedenen Symbolen, Inschriften und Versen – das Relief eines aufrecht stehenden, dabei den Dudelsack blasenden Esels zeigt (vgl. F. G. BUEK, *Hamburgische Alterthümer. Beitrag zur Geschichte der Stadt und ihrer Sitten*, Hamburg 1859, S. 5ff. – Für erste Auskünfte und für den Nachweis dieser Schrift habe ich Herrn Dr. Johs. Saß, Hamburg, zu danken). – Offenbar hat damals der Grabplatte mit dem Eselsbild selbst oder aber der Umgebung ihres Standortes der Ruf der Lächerlichkeit bzw. Schändlichkeit angehangen. Das klingt auch in den Worten an, mit denen S. G. Lange seinen Freund Pyra in Schutz nahm: „Ein solcher Lobredner (wie der Autor der *Standrede*, d. VERF.) gehöret in Hamburg an den Ort, da dieser seinen Platz erwählet hat, um eine Rede zu halten . . .“ (S. G. Lange u. a., *Beantwortung der Critick, über Thyrsis und Damons freundschaftliche Lieder, Welche in dem 200ten Stück des hamburgischen Correspondentens vom Jahr 1745 anzutreffen ist*, Franckfurt und Leipzig 1746, S. 13).

¹² Fiktive Person; die Wahl des Namens erfolgte offenbar um des Wortspiels *Dreyer – Sößling* willen.

¹³ Es ist mir nicht gelungen, die Chiffre *Herr R. in B.* (erlin) zu entschlüsseln. Mit *Herr L===* hingegen dürfte Jacob Friedrich Lamprecht gemeint sein, der – wegen seines 1742 erfolgten Eintritts in den Freimaurerorden – in den Vorbemerkungen als *Maurermeister Lambrecht* (S. 38), im Text selbst mehrdeutig als *myn Meester* (z. B. S. 43) erscheint.

Kribbelrichtent¹⁴ in siner Spraake! Dei G=ttsch=d=sche Huup verdärwet den gooden Schmack! Dit is dei Hartbreke vör mänchet ehrlick düdsch Moderkind! Ja, by myner Try! et is keen Wunner, as brave Lüde daröwer den Storf sülfst in't Lief krögen. Dei Schwyzers hebben ere Nāse un Stutzbart vaken struuf gemakt: sey hebben schrāgen, as Nachtwächters. Her Lisko¹⁵, dei nu, dat sy Gott geklagt! uppem letzten Loche piept, het en drüst nagebölket. Myn Meester, dei vörschlagene Her Lamprecht, un goode Frünne mehr ut Hamborch, hebben lostig nagezabbert. För allen awer, het dei groote, dei scharpe Schoolmann, dei könstlicke Versmaacker, dei Buumann van dei nyen Dichtkonsttempel¹⁶, dei wulbestelde Kanzler van Düdschland, un Arwe van den stachelicken Lisko; körtlick: dei unvörglyckleke Pyra, al syne Macht bruukt, dissen Schwarm uttoschmöken¹⁷.

Doch, wat helpt dat! dei böse Huup von Leipzig wasst van Dage to Dage. Dei Schwyzers hebben sick rein heisch gekrakeelt: Lisko, seeltaget¹⁸; un onse wunnerwördige Pyra, is muusdoodt! Grāmlecke Lustigmaakers ut Halle! dörch Ju hebb eck hüt dei bedröwde Gelegenheit, tom Beröm vam grooten Pyra, by syner Gräfteis to spreken; dat ick lei- [S. 44] wer by synem Lewen gedahn hedde. Doch darto was ick to schlicht; un upstunds, do ick et nich anners, als up Befehl mynes Meesters, un in dei goode Verhapning, dat Lof van dem grooten Pyra, schall den Leipziguern in er Hart argern, un den Hällischen Mögmakers schall het leed waren, dat sei onse Excellenz bet up den Dood gekettelt hebben. För ons, Hochgeerde Heren, es dat en Trost by onse groote Bedröfniß, dat wy dat Vördeest van onsen Kanzler öwerdenken: üm alle Werlet to öwertügen, Pyra was wördig beter to lewen, als dei Schölers to stüpen; un beter to starwen, aß van dei Hällische Lustigmakers doot geywert to warden¹⁹. Jy warden my, Hochgeerde Herren, flütig tohören, to betügen,

¹⁴ 'Kribbelrichter' oder 'Splitterrichter' pflegte man kleinliche, hämische oder einfach gegnerische Kritiker zu nennen; hier bezogen auf die Gottschedianer.

¹⁵ Christian Ludwig Liscow, Gottsched und seinen Anhängern zutiefst verhaßt wegen seiner bissigen Vorrede zu C. H. Heineken, *Dionysius Longin vom Erhabenen Griechisch und Teutsch*, 2. Aufl., Dresden 1742 (vgl. VERF., *Der Kampf um den Reim* S. 236 ff.).

¹⁶ Erste Anspielungen auf Pyras verstechnische Experimente (vgl. WANIEK, *Immanuel Pyra* S. 60 ff.; G. FITTBOGEN, *Die sprachliche und metrische Form der Hymnen Goethes*, Halle 1909, S. 61 ff.; 130 ff.) sowie auf sein Bestreben, Grundlagen für eine neue Poesie – bei ihm die „heilige“ genannt – zu schaffen. Der Titel seiner versifizierten ars poetica lautete nämlich *Der Tempel der Wahren Dichtkunst* (1737, Abdruck: I. J. PYRA / S. G. LANGE, *Freundschaftliche Lieder*, hg. v. A. SAUER, Heilbronn 1885, S. 83 ff.).

¹⁷ Mit seinen in Anm. 4 angeführten Pamphleten.

¹⁸ Mnd. *séletogen*, *-togen* 'in den letzten Zügen liegen'.

¹⁹ Die Hällischen Mögmakers oder Lustigmakers, d. h. die Herausgeber und Mitarbeiter der von Gottsched inspirierten *Bemühungen zur Beförderung der Critik und des guten Geschmacks*, Halle 1743–1747, waren von Pyra in seinen *Erweisen* scharf angegriffen worden (vgl. Untertitel in Anm. 4) und hatten daraufhin einen förmlichen Feldzug gegen ihn eröffnet. Diese Kampagne habe, so

wo hoch Jy den Aschpott van dem grooten Pyra hollen, un dit ward myne Ungeöwdheit entschülligen.

Ut disseer Oorsake, Hochgeerde Heren, will ick tom Byspel deenen. Ick will alle Deele vam Lewen onser Kanzlers dorchgaen, un darut bewüsen, dat Hey en wunnerbarlek Schwantzsteernke in de geleerde Werlet west is. Myn Meester, die de Gelarsamkeit aß en Mull dörchwölet hett, hett my secht, dat dei Gelehrden darup krâkeln, dat men alle Lumperyen van dooden Gelehrden anföret. Awerst, Pyra verdeent, dat men nischt van em utlett. Hei is Kanzler west. By grooten Lüden is elk Ding groot*. Noch aß Hei lewde, is syne Kleeding, syne Perrücke, in Stryt gekamen; schull man na synem Doode daran nich denken? **

[S. 45] Pyra, dei nu un nimmerst noog lawde Pyra, was in enem Lanne gebahren, da de Loft sölwest Versmaakrig is: da men glöwet, dat de Kinner met Rymkens maakt warden, un dat de Grootmöhmen se in Rymkens an den Dag trekken. Dit maakte em all dryst, aß Hei noch en Schoolbengel was, so, dat Hei sick fast inbilde, Hei kunn ahn Konst, ahn Wetenschop, ahn Ordnung, ahn Nachdenken, pur dörch syne Landschopfs-Natur, Leederkens maken²⁰. Up de hoge School hett (fehlt *Hei*. d. VERF.) enen grooten Hupen Versch schrewen: Dit was all vâl! Hei hett van grooten Lüden dryst geordeet: Dit was noch mehr! Hei hett den grötsten Meesters; edder, aß He et don begreep, den Leipziger, glück warden wullen: Dit was dat ütteste Teeken van syner Drüstigkeit, de em groot maken schull! Hâdden dey gooden Lüdkens syne Verdönste dun begripen wullen, sei hedden em nich tadelt, sei hedden syne Blâderkens nich an de Syde legt, sei hedden synen Haat nich up sick geladen²¹. Awerst Hei musst en wisen, dat Hei sick nich vör de lange Wyle brüden leit. Hei schreef, in den Jaren, da annere noch nich noog lesen hebben. Hei schreef wedder ene ganze Gesellschop. Dit was en Bewies, dat Hei en Höfd van onse heele Gesellschop warden wörd. Hei schreef up ne eigne Art, on verschmaade de olde Wyse en Verschen. So iß't! dei, welker höger kicken will aß annere, de mut anneren up den Kop stiegen***. Hei söckte Tüch to synen Verschen ut

* *Magnos magna decens.*

** *Viuit post funera virtus.*

*** . . . *atque caput super eminent omnes. Virgil.*

wollte es ein umlaufendes, von den Gottschedianern eifrig kolportiertes Gerücht, zu Pyras frühem Tode geführt.

²⁰ Diese Bemerkung zielt auf den Hauptgegensatz zwischen den Dichtungstheorien Gottscheds und denen Pyras sowie der Schweizer: auf die unterschiedliche Bewertung der Phantasie einerseits, des lernbaren Handwerks und der Verstandeskontrolle andererseits.

²¹ Der junge Pyra hatte 1736 dem allseits, auch von ihm, bewunderten Gottsched eine Probe seiner Virgil-Übersetzung zugesandt und in einem ehrerbietigen Begleitschreiben (Abdruck bei WANIEK, *Immanuel Pyra* S. 21/22) um dessen Rat und Urteil gebeten. Die Rezension fiel allerdings äußerst negativ aus (vgl. *Beiträge zur Critischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit*, Bd. 5, St. XVII, Leipzig 1737, S. 89–108). – Aus dieser Sachlage konstruierten die Gottschedianer hier wie sonst auch den Vorwurf, Pyras spätere Angriffe auf sie seien einfach gekränkter Eitelkeit entsprungen.

de Bibel²³, wyl alle anneren ere Saaken ut den olden Leedermakers un Vörtellkenschrüwers nemen.

[S. 46] Van den Rymkens wull Hei nuscht weeten; Hey wull wysen, dat Hei drüster wesen künn, aß de Leipziger, de van de Rymkens nich sehr römlick spreken; sei áwerst doch noch lúden²³. Hei schreef en Leedken up en grooten Kúnnig²⁴, da was syne Beróhmsucht lawenswórdig, dórch de Afsicht de Hei hadde. Villicht hátt Hei daróm ok sólken Prunk en syne Schrywery gebrukt, aß Lohenstein hett; un so unbegryplick schreewen, dat Her Bodmer un Breitinger da eres glycken funnen hebben²⁵, wo men vór Schweizerkese Knappkese frett.

Hey quam toletzt an ne School: úm seck to bemógen dat Hei alle Kribbelschulten in de dúdsche Sprake, so aß syne Schoolbengels, unner den Peserick kreg²⁶. Hei kreg en Amt, dat sick met synem latinschen Namen, mit dem súlftigen Bookstaw anfangt, aß wenn de latinschen den Canzler nómen. En good Frúnd hett my secht, Pyra hedd synen Namen huupenal ut dem Greekschen herhaalt: villicht wyl een van syne Vórólders in de Schlawery west is. Tom weinigsten hedd Her Pyra veel Fyer. De Leipziger seggen, dit Fyer was wild²⁷; áwerst, de Rook hett en doch wull en Bitzken in de Ogen beten: súst

²³ Konkretisierung der in Anm. 16 erwähnten Anspielungen; Einzelheiten bei VERF., *Der Kampf um den Reim* S. 181 ff.

²³ Typisch gottschedianische Darstellung jenes jahrzehntelangen Streits zwischen Reimgegnern und Reimfreunden, der die nach Otfrid und Opitz einschneidendste Reform der deutschen Verskunst vorbereitete: Die vers- und stilgeschichtlich äußerst wichtigen Gegensätze zwischen Pyra und Gottsched werden nivelliert, so daß Pyras theoretisches und praktisches Eintreten für den reimlosen Vers als bloße Manie erscheint (vgl. dagegen VERF., *Der Kampf um den Reim* S. 128 ff. passim).

²⁴ Pyras *Ode auf Ibro Majestät Friedrich den Andern* (1740), eine konventionelle heroische Ode voller pompöser Allegorien und Visionen (Abdruck: I. J. PYRA / S. G. LANGE, *Freundschaftliche Lieder* S. 69 ff.).

²⁵ Den Vorwurf des „Lohensteinisierens“, d. h. des Wiederbelebens barocker „Schwülstigkeit“, „Dunkelheit“ und „Unbegreiflichkeit“, pflegten die Gottschedianer gegen alle Ansätze zur Schaffung einer nicht mehr nur der ratio gehorchenden Bildsprache vorzubringen (vgl. SCHNEIDER, *Klopstock und die Erneuerung der deutschen Dichtersprache* S. 29 ff.).

²⁶ Mit *Kribbelschulten in de dúdsche Sprake* sind die auf vernunftgemäße „Reinigkeit“ und „Richtigkeit“ der dichterischen Diktion bedachten Gottschedianer gemeint.

²⁷ Der scheinbar spielerisch hergestellten Beziehung Pyra – griech. *pyr* kommt eminente sachliche Bedeutung zu. Sie soll nämlich allgemein die absolute Fremdheit der ästhetischen Konzeption Pyras veranschaulichen, spezieller dann seine Vorliebe für die antike Poesie und deren stilistische Eigenarten glossieren: Galt für Pyra und die Schweizer das Bemühen um „Feuer“ als oberste Maxime der Stilgebung, so zeugten die an Stoffwahl, Metaphorik, Sprachform und Verstechnik ablesbaren Folgen dieses Bemühens nach Auffassung der Gottschedianer nur für unkontrollierte „Wildheit“ und Irrationalität (vgl. die in Anm. 16, 20, 22, 23, 25 u. 26 angedeuteten Gegensätze).

würden sei áwer synen Dood nich so juchzten. Sei lachen den doodgen Pyra ut, dat Hei áwer de Hállische Schnaaken, aß't Canters Fakkell, utgaen is. Aewerst welk Múnsch is so klook, dat hei starwt wenn hei will? Hett hei de Arfschop van Herr Lisko nich nütten können, so will wy, Hochgeerde Heren, aß dei Truerwáken verby sin, ons aß Bróder dahinin deelen. Her Bodmer un Breitinger mógen den Utschlag gewen, welk syn Kanzleramt hebben schall: nu wat Hei hier goods van losen Túge nalaten hett, ward myn Mee- [S. 47] ster dórchschmúkkern un wat hei nich bruckt, my laten. Wat utgearbedet is, will hei by synem Dischheren drúckcken laten; derwil hett he ok dat Englische liggen laten: Aewerst et mut keen Mensch so lichtfardig wesen, un seggen, hei wet et nich. Is hei doch sáwen Wácken in England west.

Doch, vergeft my, Hochgeerde Heren, dat eck myn gooden Frúnd lawd hebbe: Dat let jo brav, aß men de lawet un heruterstrykt, van welken men leert*. Eene Hand wascht de annere**. Ick kam nu wedder up den Dood van onsen leewen Heren Pyra. Dat was en vornám Dood! Storf doch en groot old Philosoph vór Lachent; Anakreon am Wúnberken; Pabst Hadrian anner Fleege. Annere syn vór Schryk storwen; annere vór Freude: Herr Pyra hadd ok en solken rúterischen Dood: de Schlag rôrd em vór Arger.

Et was ok en klook Dood! Hei storf aß syne Fúnde vórhadden, em noch arger to hundasen. Hei ging enn ut dem Wege: doch kan man nicht seggen, dat Hei ówerwunnen was; wylst dat Hei sick nich in mehr Jagd inlaten wull, un so in't Graff kroop. Dat hit klooklich vórschwinnen, un nich aß de Haas vór der Trommel wegloopen! Hei hett wohl ni en Testament, aß syn Gode Her Lisko, makt; awerst syne Frúnne krygen doch er Deel an synem Beróm; un so lang aß ick un myn Meester in Berlin syn, schall nuscht van synem Arfdeel umkamen.

Het was en wunnerlick Dood! Groote Lúde brúden sick om Schimp un Spott nich to sehr; wyl se [S. 48] glówen, ere Ehre hackt nich an armer Lúden Muul edder Schryffedder. Glów awerst kein Minsch dat onse Her Pyra darúm en lútk Geist west is. Tom Bódel! wy Minschen syn nich alle glyk kettlich! Hei hett en Seel hatt aß 'ne Junfer, dei in de Dúnninge nischt lyden können. Kan wul ne schmuckere Seel wesen, aß deiner (wohl *de einer*. d. VERF.) Junfer glúck is?

Het was ok en sánnerlick Dood! Ons nu vergráwen Hówd, hadd súnnerlicke Wyse im Verschmaaken, in Schrywen, im Lewen, in Kleiding; (doch dat letzte will ick Ju, Hochgeerde Heren, man in't Ohr flistern; súst is dei Dúwel in Hall un Leipzig wedder los.) Darúm músst Hei ok enen súnnerlicken Dood hebben.

Entlicken, was, is, un blift het ok vór ons en bedrówd Dood! Ick múcht my Kuulen in de Bakken weenen! un Ju, Hochgeerde Heren, seih ick't ok wull an, dat Ju't Húlen náger sitt aß't Lachen! Wy sint en Romp an Kopp. Pyra is ons dórch den rackckerschen Dood van de Schullern weggehauen, un wy móten ons súlwt beklagen, un van dem G=tsch=dsch=n Klump aß arme

* Ingenui est, profiteri per quos profeceris.

** Mulus mulum scabit.

Sünner bejammern, edder vâlmehr brüden laten. Doch ne! aß men en Aal in twey schnitt, lewd de Schwanz noch, wenn dat Kopstück lang to nicht is. Is glyk onse Howd in de Gnist gegangen, onse Gesellschop ward doch nich ganz verdarwen. Onse Fynde warden ons doch nich ganz unerkrigen.

Ziska wull hebben, dat sei syne Huut up en Trommel spanden. Wy willen den Leipzigern und Hallensern ok den Schrick in't Lyf jagen, wenn wy den Namen, de Ehr, un de Nahfolge von dem unutspråklichen Kanzler van heel Germanien, un [S. 49] Conrector in Berlin vór uns herbullern laten, un, aß ick nu to dohn de Ehre hebb, utschrygen, röhmen un vórwydern.

Un up disse Wyse, Hochgeerde Herrn, hebb ick dahn, wat ick daun schull; ick wull wûnschen, dat ick't so makt hedde aß ick schull. Wy möten nah dissem onsern Kinnerkens un Nahkåmlingen vaaken vórpluudern:

„Da was enmal en Mann, dei heet Pyra, dei leet en grooten Huupen Versch utgaen, dei wurd Kanzler von Germanien un Conrecter in Berlin, dei lewde in grootem Anseht by dei Schweizern; dei Leipziger honackten em sehr, un dei Hållischen Mõgmakers tårgden em so lang, bet Hey up de Stell bumps dood bleef.“

To gooder letzt setten wy em noch disse Graffschreft:

Hier licht, Germanien, dyn Kanzler in de Kuul:
Nimm dissen Steen in acht! lat disse Schrifft schmuck sitten!
Sich, wat vörn groote Mann de brave Pyra was!
Rym, Fabeln, Dåtlekket syn nu nich mehr verfolget.²⁸

4.1. Die literarhistorische Position des *Tintenfaßls* im allgemeinen und der *Standrede* im besonderen läßt sich unschwer fixieren, solange man allein den Bereich der sozusagen offiziellen Poesie ins Auge faßt: Das *Tintenfaßl* gehört in die schier unüberschaubare Reihe von Pamphleten, die im Laufe des großen Literaturstreits hin- und herübergewechselt worden sind. In ihrer Gesamtheit haben diese Kritiken, Polemiken und Satiren entscheidend zur Fortentwicklung der deutschen Dichtungstheorie und -praxis beigetragen; und zwar deswegen, weil in ihnen die Parteimeinungen offener und präziser vorgetragen wurden als in den systematischen ästhetischen Schriften²⁹. Diese globale Feststellung gilt einerseits ohne Abstriche, andererseits ohne spezifizierende Zusätze auch für die *Standrede*. Es deutet nämlich nichts darauf hin, daß ausgerechnet

²⁸ Pyras Tod beraubte – wie die Gegner offenbar sehr wohl wußten – die auf Erneuerung der Dichtung in Verstechnik (*Rym*), Gehalt (*Fabeln*) und Gesamtausdruck (*Dåtlekket*) abzielende Bewegung ihres originellsten Repräsentanten.

²⁹ Zu dieser Auffassung vgl. VERF., *Der Kampf um den Reim* S. 7 ff.

ihr eine Sonderstellung gebühre; sie bleibt nach Inhalt und Form ganz im Rahmen des in diesem Genre Üblichen. Selbst die an sich auffällige Tatsache, daß sie in niederdeutschem Dialekt geschrieben ist, hebt sie nicht prinzipiell, sondern allenfalls gradmäßig von den sonstigen Denkmälern ihrer Art ab: Wohl verleiht ihr die Verwendung des Niederdeutschen einen gewissen Seltenheitswert insofern, als man einen vergleichbaren Text in *diesem* Idiom vergebens sucht; indes finden sich nicht wenige Satiren, in denen *andere* von der Norm abweichende Sprachformen benutzt werden.

4.2.1. Bekanntermaßen erreichte das seit Opitz und vor allem seit Schottel andauernde Bemühen um eine deutsche Gemeinsprache mit Gottsched seinen Höhepunkt. Nie zuvor hatte man ja den sprachlichen Eklektizismus so weit getrieben, in geographischer wie in soziologischer und typologischer Hinsicht: Der „beste“ deutsche Dialekt war für den Wahlleipziger trotz gewisser Einschränkungen das Obersächsisch-Meißnische, speziell in der vornehm geglätteten Spielart, die in Hof- und Gelehrtenkreisen üblich war. Sozusagen als Korrektiv sollte darüber hinaus die Sprachpraxis der besten Schriftsteller aller Landschaften maßgebend sein; doch werden als Muster in erster Linie die frühaufklärerischen Hofpoeten Canitz, Besser, Neukirch und Pietsch angeführt – sie alle Vertreter einer wo nicht meißnisch, so zumindest stark ostmitteldeutsch gefärbten Literatursprache. Die Nennung gerade dieser Namen vermittelt zudem Aufschlüsse über die charakteristischen Merkmale des angestrebten „wahren“ Deutschen: Verlangt wird eine an Boileau oder gar an den französischen ‘modernes’ geschulte, d. h. eine vom Verstand diktierte bzw. kontrollierte, Regelmäßigkeit in Wortschatz, Formenlehre, Syntax, Metaphorik und Ausdruckshaltung³⁰.

4.2.2. Derartig einseitigen Anforderungen an die „Reinheit“, „Richtigkeit“ und „Deutlichkeit“ deutscher Sprachkunst konnten und wollten freilich nicht alle Zeitgenossen genügen. Zumal die Schweizer und deren Anhänger erblickten darin Vorschriften zur Verewigung bloßer Seichtheit und Sterilität; infolgedessen beschul-

³⁰ Eine knappe Übersicht über Gottscheds Sprachtheorie bei D. NERIUS, *Untersuchungen zur Herausbildung einer nationalen Norm der deutschen Literatursprache im 18. Jahrhundert*, Halle 1967, S. 38ff.

digten sie Gottsched, er habe – so die Worte Pyras – „den Deutschen nur einen Geschmack an reinen Versen und einer reinen deutschen Prosa, die wie eine klare Wassersuppe ohne Fett ist“, beigebracht³¹. Die Gottschedianer ihrerseits vermochten sich mit den Merkwürdigkeiten der „erhabenen“ Schreibart, die von den Zürchern im Rahmen ihres auf Phantasietätigkeit und „Hertzrührung“ angelegten Programms propagiert wurde, unter keinen Umständen abzufinden. Verlauf und Ergebnis des Streits, der sich an dieser Konfrontation entzündete, sind für unseren Zweck unerheblich³² – eine Einzelheit ausgenommen: Hatten die Gottschedianer anfangs nur über die „liebliche Schweitzerische Mundart“ gespottet und den Gegnern „unnöthige . . . Beywörter“, „seltsame Metaphoren“ sowie „verblümete Ausdrückungen“ vorgerechnet³³, so gingen sie bald dazu über, deren Diktion global als „dunkel“, „antigrammatisch“ und gar „undeutsch“ zu diffamieren. Sie drückten also dem ihnen verhaßten Schreibstil den Stempel des Unkorrigierbaren, Unsinnigen auf und verwiesen ihn damit in einen Bereich abseits jeder denkbaren Norm des Deutschen. Und von diesem Resultat leiteten sie eine eigentümliche satirische Technik ab: Je heftiger der Angriff auf die Widersacher sein sollte, desto absonderlicher, ‘unnormaler’ war die Sprachform, in der er vorgetragen wurde.

4.2.3. Das *Tintenfaß* nun kann als Paradebeispiel für diese – über die Parodie hinausreichende – Art sprachlichen Karikierens gelten. Die Herausgeber selbst haben diese Intention dadurch hervorgehoben, daß sie eine Zusammenfassung aller Vorwürfe gegen die „undeutsche“, die Grammatik mißachtende, von „Schnitzern“ und „Dunkelheiten“ strotzende Schreibart der Schweizer einrückten (S. 83–100). Und die Praxis sieht so aus, daß weite Strecken der Satire in einem verballhornten, mit Fremdwörtern durchsetzten oberdeutschen Mischdialekt verfaßt sind, daß einige fingierte Briefe an den „Conrector Erlenbach“ (d. i. Bodmer) von wahrer Fremdwörtersucht zeugen – und daß nicht zuletzt Denso sich in der *Standrede* des Niederdeutschen bediente. Hier glaubte der Redakteur

³¹ I. J. PYRA, *Erweis* S. 67.

³² Vgl. SCHNEIDER, *Klopstock* S. 17ff.

³³ So Gottsched in: *Der Biedermann* Th. 2, Leipzig 1728, S. 21 u. 24.

außerdem hinzufügen zu müssen, daß er „von der gantz Serman kain Bissel ninx“ begreife: „Wer tausend sappremech kunt von eim Christen Menschen praesentirn so ein Hottentottn-Sprach zu verstehn.“ Er wolle deshalb „die gantz Red . . . in unser teutsch Frau Muetter Sprach übersetzn lassn“ (S. 39, ähnlich S. 50/51). Mit anderen Worten: Auf das Niederdeutsche war man nur verfallen, weil es – an gottschedianischen Normkriterien gemessen – als „undeutsches“ Idiom erschien, sich also für eine Satire auf den „Schweizerianer“ Pyra bestens eignete.

5.0. Aus dem bisher Gesagten geht unzweideutig hervor, daß die *Standrede* einen integrierenden Teil der offiziellen hochdeutschen Literaturgeschichte bildet. Sie erfüllt eine genau bestimmbare Funktion innerhalb der sächsisch-schweizerischen Fehde und gibt sich in allen Punkten als typisches Produkt des ‘Gottschedianismus’ zu erkennen; sogar ihre Sprachform ist ohne weiteres von diesen Entstehungsbedingungen her zu erklären. Da mag denn der Versuch, sie gleichzeitig in die niederdeutsche Literaturgeschichte einzuordnen, zunächst recht abwegig anmuten. Und doch scheint mir das sachlich notwendig und methodisch interessant zu sein.

5.1. Sofern es im 17. und 18. Jh. überhaupt eine als solche zu klassifizierende niederdeutsche Literatur gegeben hat (vgl. unten), ist ihr die *Standrede* ohne jeden Zweifel zuzurechnen. Sie entspricht ja dem einzigen unangreifbaren und – beim Blick auf andere Texte – verallgemeinerungsfähigen Kriterium, das uns für eine definitorsche Abgrenzung zu Gebote steht: Sie ist in niederdeutscher Sprache geschrieben. Dies Faktum allein reicht aus, um sie prinzipiell der niederdeutschen Literatur zuzuweisen; zu fragen bleibt indes, ob und wie sie sich in deren Gesamtbereich einfügt.

5.2.1. Übernimmt man probeweise das Schema, nach dem ALOYSIA RETTLER die niederdeutschen Denkmäler der hier besprochenen Epochen gruppiert hat, dann läßt sich die *Standrede* zwanglos in die Kategorie der sogenannten „realistischen“ Dichtung einreihen. Dazu zählen nämlich alle Texte, in denen das Niederdeutsche seines spezifisch mundartlichen Charakters wegen benutzt wird: Einerseits besitzt es nicht länger den Status des Selbstverständlichen, das „naiv“ in die Literatur zu transponieren ist, andererseits wird es aber auch nicht mit „humanistischem“, d. h. kulturpatrio-

tischem oder sprachpflegerischem, Impetus verteidigt. Statt dessen erscheint es als bloßes Stilmittel³⁴.

5.2.2. Diese Art der Verwendung des Niederdeutschen darf als die in der damaligen Zeit vorherrschende, sie sogar kennzeichnende gelten, befindet sie sich doch in vollem Einklang mit den sprachgeschichtlichen Gegebenheiten. Ob man im Zwischenspiel die Ausdrucksgebärde unterer Volksschichten nachahmen und damit den – im Einzelfall durchaus verschieden interpretierten – Gegensatz zur soziologisch höheren Sphäre veranschaulichen wollte; ob man im Gelegenheitsgedicht auf komische, in der Satire auf parodistische, in politischen Bauerngesprächen und Flugschriften auf propagandistische Wirkung bedacht war – stets diente das Niederdeutsche einem fixierbaren stilistischen Zweck. Es war zu einem Darstellungselement unter vielen, es war disponibel geworden.

Welchen Grad diese freie Verfügbarkeit erreichen konnte, zeigt exemplarisch die *Standrede*. Weder das Leben noch das Werk Pyras geben ja Anlaß zu der Vermutung, daß ihn eine in niederdeutsches oder überhaupt in mundartliches Gewand gekleidete Satire besonders schmerzlich treffen könnte. Natürlich war das auch den Gottschedianern bewußt. Wenn sie trotzdem zum Niederdeutschen griffen, so nicht etwa, weil sie gerade ihm satirische Qualität zuschrieben; und ebensowenig ging es ihnen um den Mundartcharakter an sich. Vielmehr kam es ihnen allein auf die grundsätzliche Tatsache des Abweichens von der Norm an: Nach gottschedianischer Anschauung war die poetische Diktion der „Schweizerianer“, Pyra dabei eingeschlossen, als absolut fehlerhaft und „undeutsch“, letzten Endes als ‘Un-Sprache’ zu verwerfen. Als „undeutsch“ galt ihnen aber auch das Niederdeutsche. Dies tertium comparationis wäre freilich in nicht geringerem Maße gegeben gewesen, wenn die *Standrede* gleichfalls in jenem oberdeutschen Mischdialekt verfaßt worden wäre, mit dem im *Tintenfaßl* das sprachliche Unvermögen der Schweizer karikiert werden sollte. Im Grunde erfolgte hier also die Hinwendung zum Niederdeutschen rein zufällig und willkürlich. Nicht von ungefähr geschah diese extreme Steigerung der üblichen Tendenz zur Herabwürdigung dieses Dialekts im Kreise Gottscheds, dort also, wo die Verabsolu-

³⁴ Vgl. RETTLER, *Niederdeutsche Literatur im Zeitalter des Barock*, passim.

tierung eines vermeintlichen Sprachideals alle abseits dieses Ideals existierenden Formen als gleichermaßen falsch – und damit als austauschbar – erscheinen ließ.

5.3. Mit der Erläuterung der besonderen sprach- und literarhistorischen Bedingtheiten ist das bei weitem Auffälligste an der ganzen *Standrede*, wie mir scheint, hinlänglich geklärt: die Tatsache, daß noch 1745 ein derart umfangreicher, literarisch anspruchsvoller niederdeutscher Prosatext erscheinen konnte. Betrachtet man sie nämlich einfach als Denkmal niederdeutscher Sprachkunst, so bietet sie eigentlich nichts, das völlig neu wäre. Niederdeutsche Satiren sind ja – aus den bekannten Gründen – vor allem im 17. Jh. außerordentlich häufig; es braucht nur an Anna Owena Hoyers, Johann Lauremberg, Nicolaus von Borstel und Anton Rulmann erinnert zu werden. Die Verwendung der Nekrologform kann im Zeitalter der Gelegenheits-, speziell der Huldigungs- und Lobesdichtungen, ebensowenig überraschen, mag auch die sinnverkehrende satirische Spielart nicht gerade oft begegnen. Und die einzelnen Elemente der Darstellung, vom derb-komischen über das geistreich-spottende und das polemische bis hin zum gelehrt-rhetorischen, gehörten damals bereits seit langem zum festen Besitz niederdeutscher Literatur – womit freilich nicht gesagt sein soll, daß sie Denso von dorthen zugewachsen waren. Vielmehr liegt die Vermutung nahe, daß er sich kurzerhand an den Techniken der gottschedianischen Kampfschriften orientierte.

6.0. In den letzten Passagen ist, allgemeiner Übung entsprechend, viel von „der niederdeutschen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts“ die Rede gewesen, allerdings unter einem gewissen Vorbehalt. Ihn gilt es jetzt zu präzisieren; und zwar geschieht das – vorläufig und thesenartig – im Zusammenhang mit einigen methodenkritischen Überlegungen.

6.1. Die überkommene Betrachtungsweise sei mit zwei Zitaten aus WOLFGANG STAMMLERS *Geschichte der niederdeutschen Literatur* illustriert:

„Die niederdeutsche Sprache lebte noch (nach d. Absterben d. mnd. Lit. d. VERF.), und sie ward in der Epoche des Barock und des Rokoko, als eine selbständige niederdeutsche Literatur nicht bestand, nur zur Ausschmückung der hochdeutschen verwandt . . . So vergaß man, daß in dieser Sprache einst

die tiefen Gedanken der Mystiker, die feurigen Worte Luthers, die alten Bücher der Heiligen Schrift . . . ausgedrückt waren.“

„Denn seit den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts verschwindet . . . das Plattdeutsche überhaupt aus der eigentlichen Literatur und fristet nur in humoristischen Einlagen zu Opern und Operetten, zu Komödien und Schauspielen, oder in lustigen Hochzeits- und Festgedichten ein viel belachtes Dasein. Denn daß dieser Sprache auch tragische Töne zu Gebote standen, kam keinem der Zuhörer in den Sinn oder erschien ihm, wenn er es hörte, nicht glaubhaft. Erst das 19. Jahrhundert hat bewiesen, daß die niederdeutsche Mundart sich auch für ernsthafte, ja tragische Stoffe eigne. In den Jahrzehnten nach 1735 war ihre Schönheit verdeckt und verschüttet.“³⁵

Diese Sätze, die unter dem bezeichnenden Titel „Der Übergang. Vom 17. bis 19. Jahrhundert“ vorgetragen werden, enthalten eine Reihe von Feststellungen, die je für sich keineswegs unrichtig sind, die in der hier vorgenommenen Anordnung aber Verwirrung offenbaren – wo nicht von vorgefaßten Meinungen zeugen.

6.2. Auf die Grundlinien reduziert, sieht STAMMLERS Konzept etwa so aus: Im 17./18. Jh. existierte das Niederdeutsche; es ist vor wie nach dieser Zeit als Medium für literarische Arbeiten benutzt worden; es hat dabei spezifische Ausdrucksqualitäten gezeigt. Ergo hätte auch in den fraglichen Epochen eine eigenständige, reiche, ernsthafte niederdeutsche Literatur erwachsen können, wenn man sich nur auf die „Schönheiten“ des Dialekts besonnen hätte.

Die Logik dieser Gedankenfolge ist an zwei Punkten in einem Maße gestört, das Staunen erregen muß. Erstens setzt zwar das Entstehen von Literatur die Existenz einer Sprache voraus, doch muß umgekehrt die Existenz einer Sprache nicht zwangsläufig zum Entstehen von Literatur führen; dazu bedarf es nun einmal des Menschen, der sich ihrer bedient. Und allein seine stilistische Absicht und sein Sprachvermögen entscheiden darüber, ob ihr bestimmte „Töne zu Gebote“ stehen oder nicht. Nicht von ungefähr sind STAMMLERS Äußerungen in dieser Hinsicht reichlich vage³⁶. Zum zweiten erweckt STAMMLER

³⁵ STAMMLER, *Geschichte der niederdeutschen Literatur* S. 73 u. 77.

³⁶ Geradezu nebelhaft sind einschlägige Äußerungen bei RETTLER, *Niederdeutsche Literatur im Zeitalter des Barock* S. 5: „Denn trotz aller Niederlagen beruft sich dieses Dichten (d. nd. Dichten i. 17./18. Jh., d. VERF.) immer wieder auf sein Daseinsrecht und macht unaufdringlich, aber unnachgiebig darauf aufmerksam, daß seine Breite und Kontemplationsverhaftung einst in mystischer Tiefenschau fast Unaussprechbares sprechbar gemacht hat,

den durchaus falschen Eindruck, daß die sprachliche Entwicklung des Niederdeutschen über Jahrhunderte hinweg ohne Bruch verlief. Einfach zu konstatieren, daß das Niederdeutsche auch nach dem Absterben der mittelniederdeutschen Tradition weiterlebte, heißt ja den Blick auf die Fakten von vornherein verstellen. Die Tatsache nämlich, daß das Niederdeutsche im 17./18. Jh. nur noch Mundartstatus besaß, verbietet schlechterdings einen direkten Vergleich mit den vorhergehenden Sprach- und Literaturperioden.

Ein bereits im Ansatz verfehelter, deshalb irrelevanter Hinweis auf eine angebliche sprachliche Kontinuität hält demnach die Fiktion aufrecht, daß auch im Bereich der Literatur Kontinuität zumindest möglich gewesen wäre. Und wider den Augenschein wird das Kriterium der 'Eigenständigkeit' zum entscheidenden Maßstab für den Wert der Literatur zweier Jahrhunderte gemacht.

6.3. Ein solches Verfahren muß nachgerade auf ein Vorurteil zurückgehen; und zwar auf eines, das weite Geltung erlangt hat, denn STAMMLER steht hier für die allgemeine Tendenz. Entweder also sah oder sieht man in der 'Eigenständigkeit' ein unabdingbares Merkmal jeder ernst zu nehmenden Literatur – oder man konnte und kann sich speziell das Niederdeutsche allein als ein vom Hochdeutschen strikt geschiedenes, dabei durch typische „Schönheiten“ charakterisiertes Phänomen vorstellen. Wie dem aber auch sei, auf jeden Fall hat man den niederdeutsch geschriebenen Literaturdenkmälern des 17. und 18. Jh.s Normen auferlegt, die ihnen nicht adäquat sind. Auf diese Weise hat man nicht nur ihre eigenartige literarhistorische Position verdeckt, sondern sich damit gleichzeitig der Möglichkeit begeben, über das grundsätzliche Verhältnis zwischen hochsprachlicher und mundartlicher Literatur dort etwas zu erfahren, wo es zuerst und am ausgeprägtesten faßbar ist.

daß geniale Sprachbeherrschung ein Epos der Weltliteratur dem nd. Volk im Reineke de Vos so nahe brachte, daß es als original nd. galt und daß sein vornehmster Ahnherr . . . der sogenannte 'Heliand' ist.“